



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1933

6 (1933)

Caritasblüten

Nr. 6

1933



Pfingstbitte an den Heiligen Geist.

Ich kann nie bange wallen
Durchs Prüfungstal der Zeit,
Wenn deine Lichter fallen
In meine Dunkelheit;
Drum sei mit deinen Sternen
Die Feuersäule mir,
Die mich zu bessern Fernen
Lenkt aus den Nächten hier!

Laß in mir Liebe blühen,
Die teilt des Bruders Schmerz,
Und streut, beim Qualerglühen,
Trostblätter ihm ins Herz;
Laß mich in Frieden wohnen,
Wo Zwietracht sich ergrimmt,
Und flechten Olzweigkronen,
Daß Feindestwut verglimmt!

Laß wie von Felsenrinde
Mein Herz umschlossen sein,
Daß Eingang in ihm finde
Auch nicht des Bösen Schein;
Daß von der Sündenfrohne
Und ihrem Locken frei,
Ein Dienst dem Gottessohne
Mein ganzes Leben sei!



Linah, das Pandomädchen

Von Schw. M. Amata

Linah wohnte mehr als drei Tagereisen weit von unserer Missionsstation Maria-Trost entfernt. Sie hatte ein liebes, gutes Mütterchen, Brüder und Schwestern, ja sogar eine Zwillingsschwester, mit der sie ihre ersten Kinderjahre unzertrennlich verlebte. Ihre Großeltern hatten früher ihren Wohnsitz unweit Maria-Trost am Umzumbi-Fluß, wurden aber vom Häuptling aus irgendeinem Grunde vertrieben und siedelten sich dann im Pondoland an. Mutter und Kinder schlossen sich bald der Sekte der Wesleyaner an; die Knaben durften sogar die Schule besuchen. Der Vater meinte jedoch, es sei für die Mädchen unnütz, daß sie Lesen und Schreiben lernen; den Kraal versorgen, Essen bereiten und Bier brauen, das sei vollständig genügend für ein erwachsenes Pandomädchen. Da der Großvater inzwischen gestorben war, zog die Großmutter wieder nach Natal zurück, zu ihren Verwandten am Umzumbi-Fluß, gut fünf Stunden von Maria-Trost entfernt.

Linah durfte einmal ihre Mutter begleiten und einige Monate bei der Großmutter bleiben. Auf dem Wege dorthin sah sie auf einer Anhöhe ein Türmchen emporragen. Es war das katholische Kirchlein „*Maris stella*“. Die Mutter hatte sogar früher dort selbst einige Male den Gottesdienst besucht; doch da im Pondoland in ihrer Nähe keine Katholiken waren, hatte sie sich den Wesleyanern angeschlossen. Ganz nahe beim Wohnorte ihrer Großmutter war eine große protestantische Schule. Jeden Morgen sah Linah die Kinder fröhlich plaudernd dorthin ziehen. Ach, wie hätte sie sich so gerne den Glücklichen angeschlossen. Der Wunsch, Lesen und Schreiben lernen zu dürfen, wurde immer stärker im Herzen der kleinen Linah. Nach Pondoland zurückgekehrt, ging sie zu ihrer ältesten Schwester, um dort das kleine Kind zu betreuen. Sie entdeckte ihrer Schwester ihr heißes Verlangen, die Schule besuchen zu dürfen trotz des Verbotes ihres Vaters.

Eine ganze Woche ging alles gut, und Linah hüpfte jeden Morgen, strahlend vor Glück, der Schule zu. Nur zu bald hatte es aber jemand dem Vater hinterbracht, der sie dann scheltend und drohend heimholte. Nun mußte Linah wieder Holz und Wasser holen, den Kraal mit Kuhmist schmieren, die Felder jäten und dergleichen mehr. Immer wieder tauchte das Türmchen von Natal vor ihr auf. Ja, könnte sie doch dorthin entfliehen, gewiß dürfte sie dort die Schule besuchen. Aber ach, es war doch gar so weit und für ein kleines Mädchen recht gewagt, einen Weg von drei Tagereisen zurückzulegen.

Nah bei ihrem elterlichen Kraal, unweit Lufikifiki, wohnten zwei katholische Mädchen, die früher unsere Missionsstation

Lourdes besucht hatten; diese erzählten Linah von der katholischen Religion, von der Schönheit der katholischen Kirche und was man alles in der Schule lernen könne. Doch Linah wagte es nicht, dieselben an hohen Festtagen zum Gottesdienst zu begleiten. Schon ein ganzes Jahr ging sie mit Fluchtgedanken im Herzen umher. Doch wie dieselben ausführen? Ihrer Zwillingsschwester dieses anvertrauen und mit ihr fortziehen? Nein, das würde der Mutter doch zu wehe tun, zwei Mädchen auf einmal verlieren. Also ganz allein wollte sie den Weg antreten, und zwar nach Natal zur Missionsstation Ntimbankula, Maria-Trost! Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten: ein paar Kleider, eine Schlafdecke und ein Paar Schuhe zusammen; auch einige wenige Sparpfennige nannte sie ihr eigen. Sie versteckte alles außerhalb des Kraals im Gestrüpp, wollte sie doch beim ersten Hahnenschrei aufbrechen und so niemand eine Spur ihrer Flucht zurücklassen. Wie alle Tage, so legte sie sich auf ihre Matte nieder, doch der Schlaf stellte sich lange nicht ein, denn am Morgen wollte sie alle Lieben und die Zwillingsschwester verlassen.

Beim ersten Morgengrauen erhob sich Linah, ließ Matte und Decke liegen, damit die Flucht nicht sogleich entdeckt würde; sie nahm ihr Bündelchen, und fort ging's, ohne jede Nahrung, denn es hätte Aufsehen erregt, wenn sie am Abend etwas für die Reise auf die Seite gelegt hätte. Hurtig eilte sie fort, am Kraal des Häuptlings vorbei, der Straße zu. Wohl pochte ihr Herz, aber sie wußte, daß der Häuptling den Straßenbuben bei empfindlicher Strafe verboten hatte, die Mädchen zu belästigen. Ferner sagte sie sich: Gott kann mich wohlbehalten dorthin führen, wo ich will; und mit diesem Gedanken wanderte sie mutig weiter. Bald jedoch ging sie von der Straße ab und suchte einen schmalen Weg durchs hohe Gras, damit niemand ihre Spur entdecken könne.

Lange Zeit zeigte sich ihr kein menschliches Wesen; die Vögel flogen aufgeschreckt davon, Eidechsen huschten vorbei und die Schlangen zischten im langen Gras. Es war der heiße Monat Januar; die Sonne stand schon hoch am Himmel, Linah hatte schon eine lange Strecke Weges zurückgelegt und zwei Flüsse durchwatet; der Schweiß perlte von den Wangen herunter, und der Hunger stellte sich ein. „Nun ja,“ dachte sie sich, „der Häuptling hat ja befohlen, jedem Wanderer Nahrung anzubieten“, wie oft hatte auch ihre Mutter sich der Fremden angenommen. Also beim ersten besten Kraal wollte sie einkehren, sie würde gewiß etwas erhalten, um ihren Hunger zu stillen. In der Ferne sah sie endlich einen Kraal. Sie ging auf denselben zu; ein kleines Kind spielte nahe bei der Hütte; auf einer Strohmatte lag ein kranker Greis. Linah grüßte freundlich. Der Mann hieß sie einkehren, bot ihr sofort ein

Frühstück an und sagte: „Gehe in den Kraal, da stehen Maiskörner; zerreibe sie, nimm aus der Ukamba saure Milch und bereite Dir so ein gutes Essen; dann gab er ihr noch etwas mit auf die Reise. Sie band es in ein Taschentüchlein, und weiter ging's.

Vor ihr türmte sich ein hoher Berg, sie kletterte hinauf; auf der anderen Seite ging's wieder hinunter. Nun versperrte ein Fluß ihr den Weg. Hüpfend von Stein zu Stein durchschritt sie denselben. Große Urwälder dehnten sich an beiden Seiten aus, und nicht wenig Angst überfiel Linah, als plötzlich ein Mann vor ihr stand, da sie nach ihrem Wanderziel fragte. Schnell entschlossen sagte sie, sie wolle die Braut ihres Bruders jenseits des großen Flusses besuchen. Der Mann ging weiter, und auch Linah lief so schnell sie konnte durchs lange Gras und Gestrüpp den nächsten Hügel hinauf, wo sie wieder einen Kraal erblickte. Vor demselben war eine Frau damit beschäftigt, von Awadumbe-Blättern ein Mus zu kochen; gerade rührte sie das Mehl an. Ein kleines Kind lag schlafend daneben auf der Matte. Die gute Frau lud Linah ein, was diese dankbar annahm; nachdem sie sich gesättigt hatte, zeigte ihr die Frau den rechten Weg. Der Hunger war gestillt, und für den Abend werde der liebe Gott schon sorgen, dachte Linah.

Wieder tauchte ein Fluß vor ihr auf, der fünfte, den sie an jenem Tage durchschritt. Sie wusch ihr Taschentüchlein und kühlte damit ihre brennende Stirne. Wie tat ihr das kühle Wasser so wohl! Eine Menge Leute kam des Weges, eine schön geschmückte Braut zu begleiten. Linah versteckte schnell ihr Bündelchen in den Sträuchern und begann sich am Fluß zu waschen, damit niemand in ihr ein fliehendes Mädchen erkenne. Als der Zug vorbei war, setzte auch sie ihre Reise fort, und zwar sehr eilig. Weiter ging's auf schmalen Pfaden durchs lange Gras und dunkle Wälder an Abhängen und tiefen Schluchten vorbei. Schon neigte die Sonne sich zum Untergang, und Linah dachte mit Bangen daran, wo sie diese Nacht schlafen werde.

Als es zu dunkeln anfang, lenkte sie ihre Schritte zu einem ziemlich abseits gelegenen Kraal. Vor demselben saß ein ganz altes Weiblein. Linah grüßte freundlichst, und die alte Frau fragte nach ihrem Begehren. Als sie erfuhr, daß Linah auf der Reise nach dem großen Umzinkulu-Fluß sei, gab sie ihr eine Schüssel voll Maiskörner zu essen und bot ihr nach einheimischer Sitte eine Strohmatten und ein Holzklötzchen als Lagerstätte an. Linah setzte sich müde auf die Matte nieder. Wie sie mir später erzählte, trat hier der Versucher an sie heran und sprach in ihrem Herzen: „Warum bist Du zu Hause davon gelaufen? Du hättest auch ohne Lesen und Schreiben leben können. Vielleicht wirst Du in dieser Nacht umgebracht, fern von all Deinen Lieben. Was nützt es dann, wenn Du zur Schule wolltest? Du

hast Dein Ziel doch nicht erreicht.“ Nun kamen einige große Burschen, legten ihren Perlenschmuck an und machten sich zu einem Feste bereit. Sie gingen wieder fort, und bald hörte Linah einen großen Lärm in der Ferne. War es eine Hochzeit oder sonst ein heidnisches Fest? Das alte runzelige Mütterchen legte sich zum Schläfe nieder und wünschte auch Linah eine gute Nacht.

Linah aber dachte wenig an Ruhe und Schlaf, denn sie glaubte im Kraal eines Menschenfressers zu sein. Sie legte ihr Bündelchen bereit, um beim ersten Mordversuch entfliehen zu können. Inzwischen schnarchte die gute alte Frau nach Kräften, und die Schreckensbilder, die Linah im Geiste zu sehen glaubte, verschwanden allmählich. Ein leiser Schlaf stärkte auch das schwache Kind, und als beim Morgengrauen die gute Alte ihr ein Frühstück bereitete und noch ein Luchlein voll Maiskörner als Nahrung mit auf den Weg gab, da schämte sie sich über ihre Gedanken. Mit neuer Kraft setzte sie nun wieder ihren Weg fort, ungeachtet zahlloser Hindernisse. Stundenlang hatte Linah ihre Reise fortgesetzt, die Sonne senkte sich bereits wieder, aber kein menschliches Wesen, kein Kraal war weit und breit zu sehen. Neuerdings überkam sie die Furcht vor der kommenden Nacht. Da sah sie ein Stückchen Land, mit Draht umzäunt, und einige weiße Steine ragten empor. Sie erinnerte sich, daß dieses ein Plätzchen ist, wo die Weißen ihre Toten begraben. Da erblickte sie eine schwarz gekleidete Dame, welche einen Blumenkranz zum Grabe trug. Diese redete Linah in ihrer Sprache an und fragte, wohin sie denn so ganz allein gehe. Linah antwortete mit der Frage, ob denn hier keine Eingeborenen in der Nähe wohnen. Da zeigte ihr die junge Dame einen Kraal, wo sie gut übernachten könne, und nahm Abschied von ihr.

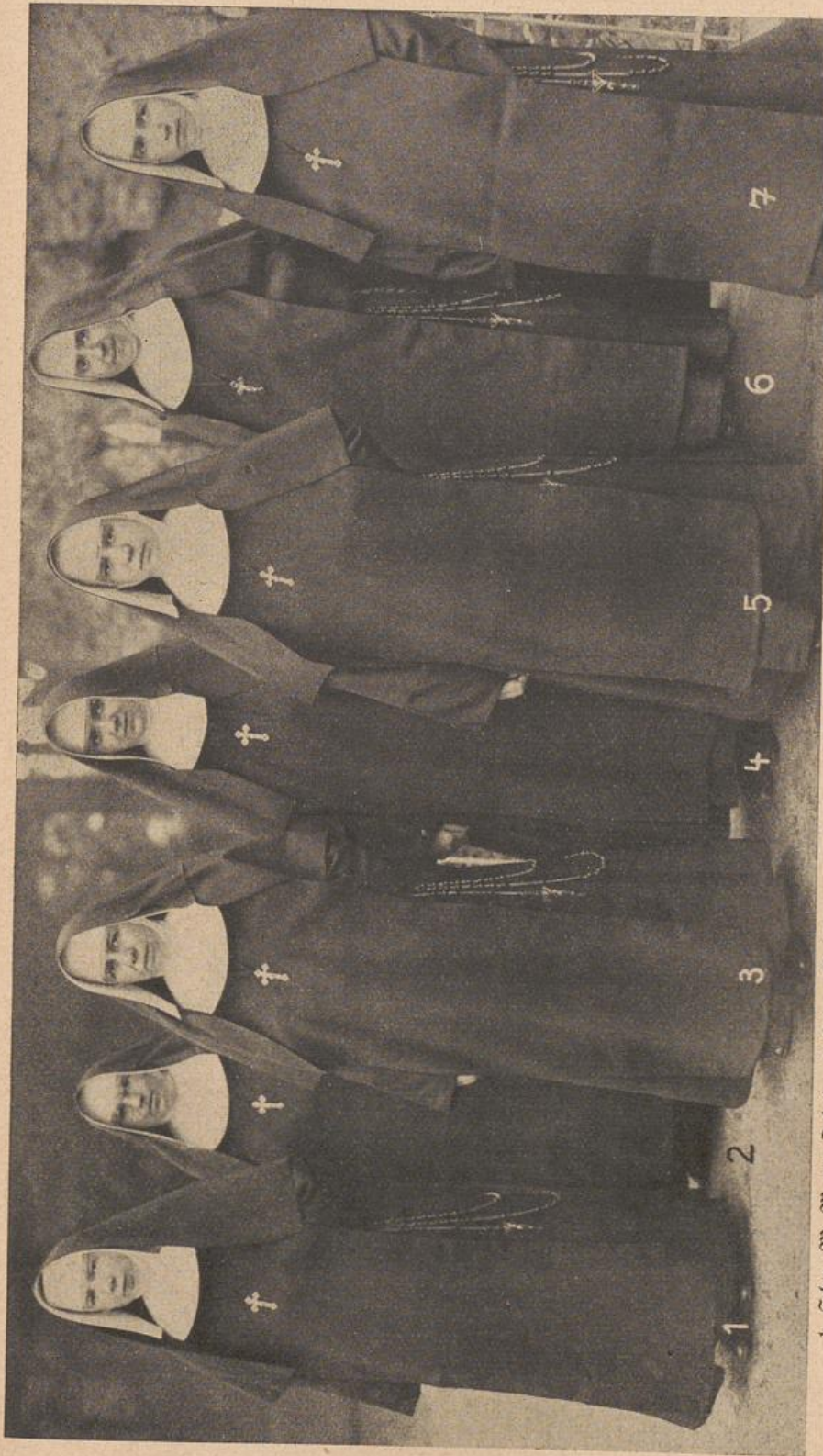
Der Kraal war aber sehr verfallen, so daß Linah es nicht wagte, hineinzugehen. Nahe beim Friedhof hatte sie ein großes Maisfeld gesehen, und hier suchte sie sich ein Lagerplätzchen in Gottes freier Natur. Mitten im Felde fand sie ein Plätzchen, das von Unkraut frei und von allen Seiten durch die Maisstengel hoch geschützt war. Sie legte ihr Bündelchen nieder, schaute vorsichtig umher, ob auch nicht ein böses Tier oder eine Schlange in der Nähe sei. Die Sterne funkelten am Firmament und bunte Nachtfalter schwirren durch die Luft. In der Ferne hörte sie Hunde bellen; also, dachte sie, müssen doch Menschen in der Nähe sein. Wieder erhoben sich ihre Gedanken zu dem großen und mächtigen Gott, von dem sie alle Hilfe erwartete. Sie breitete ihre Decke auf dem Erdboden aus, wickelte sich in dieselbe ein, legte den Kopf auf ihr Bündelchen, und schnell fielen ihre müden Augen zu. Ein Nachtvogel weckte sie aus ihrem tiefen Schlaf, und Heimweh schlich sich in ihre Seele.

Aber der Gedanke an Gottes Güte verscheuchte alles; der Schlaf kam wieder, und sie ruhte nun, bis die liebe Sonne sie am Morgen weckte. Nun sah sie Leute aus dem Kraal kommen, den sie so gefürchtet hatte; es waren die Arbeiter eines Farmers. Ruhig ging sie nun ihres Weges weiter, und es begegneten ihr verschiedene Leute, die zu einem Kaufladen gingen. Eine Frau sprach Linah an und bat sie zu warten, bis sie wieder komme, sie wolle nur Mais kaufen. Dann erzählte sie Linah, daß sie bald zu einem großen Wald komme; auf der einen Seite des Weges seien große Steinblöcke, und auf einem derselben sei ein großes wildes Mädchen, das zur Strafe beständig Holz tragen muß, weil sie an einem Sonntag Holz gesammelt hat. Dieses Mädchen werfe auf die Vorübergehenden das Holz, und darum sei es ratsam, daß sie warte, bis sie von ihrem Kauf zurückkomme. Linah war hungrig und müde, hatte wundete Füße und fürchtete, daß die gute Frau, welche Mais kaufen wolle, ihr dann etwas zuleide tun möchte. Sie sagte sich selbst auch, daß es der Anstand fordere, daß sie ihr dann den Mais trage, und dazu sei sie zu elend. Hurtig ging sie von dannen, ohne auf die Here zu warten.

Gegen Mittag kam sie zum Umzinkulu-Fluß; das Wasser stand jedoch so hoch, daß ein Durchwaten nicht zu denken war. Ein Mann brachte dort die Leute mittels eines Rahnes hinüber. Auch Linah stieg ein; nun verlangte der Mann Überfahrts-geld. Aber Linah wollte ihren letzten Pfennig nicht hergeben, weil sie sich noch etwas Brot kaufen wollte. Am Ufer des Flusses waren große Urwälder, und Palmen warfen ihre Schatten ins Wasser und die Vögel schaukelten lustig auf ihren großen Blättern hin und her; Affen sprangen munter von einem hohen Baum zum andern. Linah kühlte ihre heiße Stirne und die wundeten Füße und löschte ihren Durst.

Gottes Güte sorgte auch für die kommende Nacht wieder für ein Nachtlager, und zwar in einem kleinen Kaffernhäuschen. „O,“ sagte Linah, „jetzt bin ich in Natal, da sind aber auch gute Menschen.“ Sie knüpfte mit ihren Gastgebern ein Gespräch an und gab zu erkennen, daß sie zu den Amaromas, d. h. zu den Schwestern, gehen wolle. Die Insassen des Kraals waren aber Wesleyaner und suchten sie davon abzubringen, indem sie ihr vorspiegelten, bei den Amaromas müsse sie viel arbeiten, um lernen zu können, oder sie müsse Schulgeld bezahlen. Sie solle doch bei ihnen bleiben und in ihre Schule gehen. Aber Linah ließ sich nicht bereden, sondern machte sich morgens gleich wieder auf den Weg.

Da erblickte sie eine Missionschwester, wartete deren Rückkehr ab und schloß sich ihr an. So kam sie denn am vierten Tage abends gegen 5 Uhr nach Maria-Trost. Schüchtern brachte sie ihre Bitte vor, in die Schule aufgenommen zu werden, was



1. Schw. M. Maura Jakobs, 2. Schw. M. Fortunata Birgel, 3. Schw. M. Agathana Barnhagen, 4. Schw. M. Chantal Heckmanns,
5. Schw. M. Ludwiga Rohrmüller, 6. Schw. M. Reginaldis Meuncker, 7. Schw. M. Xaveris Seufert.

ihr auch gewährt wurde. Bald fühlte sich Linah heimisch und war übergücklich, daß ihr sehnlicher Wunsch, katholisch zu werden, bald in Erfüllung gehen sollte. Allen Kindern war sie ein gutes Beispiel.

Aber ein Jahr hatte Linah bereits auf unserer Missionsstation zugebracht, als eines Tages ihr Bruder in Begleitung eines andern Mannes zur Station kam und sie suchte. Linah war schnell ins Freie geflohen, und die beiden Männer zogen wieder heim. Nach einigen Monaten kamen sie wieder auf die Mission, als Linah gerade bei der Arbeit war und nicht entfliehen konnte. Alles Bitten half nichts, sie mußte mitgehen. Aber sie war gefestigt in ihrem Entschluß, katholisch zu werden, und so war es denn ihr erstes, als sie zu Hause war, sich bei einem katholischen Katecheten anzumelden. Man ließ ihr Freiheit, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen. Ihr kindliches Suchen nach dem wahren Glauben wird bald gekrönt werden, und Linah wird ein gutes Kind der heiligen katholischen Kirche.

4

Abreise von sieben jungen Missionarinnen ins Heidenland

(Zu umstehendem Bilde)

Am 12. Mai schifften sich vier unserer Mitschwester in Amsterdam ein, um mit dem deutschen Dampfer Watussi nach Ost-Afrika zu reisen. Schwester M. Chantal verläßt zuerst das Schiff, und zwar in Mombassa, um von da aus die Missionsstation Nairobi im Kenja-Gebiet zu erreichen. Schwester M. Agathana wird auf der schönen Insel Zanzibar landen. Schwester M. Fortunata und Schwester M. Maura fahren durch bis Daressalam und von da aus landeinwärts nach Morogoro.

Am 18. Mai verließen drei andere Schwestern das Mutterhaus. Der deutsche Dampfer „Wangoni“, den sie in Rotterdam bestiegen, bringt sie der Westküste entlang nach Südafrika in unsere alte Missionsheimat. Schwester M. Reginaldis und Schwester M. Ludwiga werden am Hafen in Durban erwartet, von wo aus sie nach kurzer Eisenbahnfahrt Mariannhill, die Wiege unserer Genossenschaft, erreichen. Schwester M. Xaveris Seufert kann den Dampfer erst in Beira verlassen und hat dann noch eine weite Inlandsreise bis Monte Cassino in Rhodesia.

Wir rufen unsern „Sieben“ ein herzliches „Lebewohl“, „Gute Fahrt“, „Glückliche Landung“ und „Gottes Segen“ zu.

Möge ihr Heldenmut noch viele andere Berufe nach sich ziehen in den Weinberg des Herrn!

Reisebericht aus Süd-Afrika

Von Schw. M. Lentonie

(Schluß)

Wir blieben nun in Landsend bis Freitag, den 26. August. Während dieser Zeit wurde vieles beraten. Betreffs der angebotenen Farm wurde ausgemacht, wegen Mangel an Schwestern, welche das Anwesen bewirtschaften sollen, den Kauf auf ein Jahr hinauszuschieben. U. a. machte Msgr. Hanisch den Vorschlag, wir sollten die Station St. Patrik übernehmen, wo bereits Schule und Kirche sind. Wir empfahlen die ganze Angelegenheit dem Gebete und ließen eine heilige Messe lesen. Es wurde weiter beraten, und schließlich kam unsere Mutter Provinzialin auf den Gedanken, daß wir vielleicht die Station St. Gabriel aufgeben könnten, weil dieselbe ganz allein oben bei Cala liegt und schwer zu erreichen ist. Msgr. Hanisch ging nicht ungern auf diesen Vorschlag ein, zumal die Generaloberin der Dominikanerinnen von Dakford zu erwarten sei, mit der man diese Frage besprechen könne. Wir waren unserer Errungenschaft schon fast sicher, aber es kam doch anders.

Am Freitag, dem 26. August, nachmittags traf die oben erwähnte Generaloberin Mother Cäcilia ein. Msgr. Hanisch führte uns bald darauf zur St.-Patrik-Farm. Kaum waren wir aus der Stadt heraus, als das Auto einfach stehen blieb und nicht mehr weiter wollte. Wir mußten einen Fachmann rufen, der nun glaubte, es sei vielleicht Staub in das Petroleum gekommen. Endlich ging es wieder weiter, und wir erreichten unser Ziel.

Die Farm von St. Patrik wurde abgestolpert von einem Ende bis zum andern, und wir waren nicht wenig müde. Herzlich gerne wären wir dort geblieben und hätten die Gründung sofort angefangen. Wir wollten ja ein passendes Plätzchen für die Errichtung eines Noviziates für eigene schwarze Schwestern haben. Im Mariannahiller Vikariat ist dafür wohl niemals eine Aussicht. Auch Msgr. Hanisch glaubte, daß dieses zur größeren Ehre Gottes sei und daß die Mission dadurch mehr gefördert werde.

St. Patrik reicht wenigstens für eine zwanzigköpfige Familie aus, während die erstere Farm zu klein wäre für diesen Zweck. Unsere Hoffnung steigerte sich stündlich; und wir benachrichtigten die Schwestern in St. Gabriel von unserm Kommen. Gegen Abend erreichten wir Umtata, hatten aber keine Gelegenheit mehr, die Generaloberin von Dakford wegen der Übernahme von St. Gabriel zu sprechen.

Am Samstag, dem 27. August, standen zwei Autos bereit, um uns nach Cala zu bringen. Es war eine herrliche Fahrt durch Täler und Bergschluchten, durch schöne kleine Städtchen,

aber auch durch große, weitausgedehnte Dörfer von Eingeborenen. Tausende von Kraals standen wie Bienenkörbe auf der weiten flachen Ebene, und auf den Bergabhängen lagerte das Volk; die Kinder spielten in ihren Adamskostümen. Nach etwa 3—4stündiger Fahrt wurde auf einem Bergkegel haltgemacht. Hier entfaltete sich vor unserm Auge ein herrliches Panorama, und wir konnten uns kaum satt sehen an dieser Naturschönheit; zu unsern Füßen war eine 1000 Meter tiefe Schlucht, nicht schaurig kahl, sondern abwechselnd mit wildem Gestrüpp und Feigenbäumen durchzogen. Hier und da plätscherte ein Bergquell sein silberhelles klares Wasserlein über und zwischen die Felsblöcke, um sich unten im Tal mit einem großen Wildbach zu vereinigen, der in der Regenzeit ein Schrecken ist und nicht selten das Grab mancher Menschen und Tiere wurde. Hier nahmen wir einen kleinen Imbiß, und nach etwa einstündiger Rast mußten wir dieses schöne Fleckchen Erde verlassen und uns zur Weiterfahrt bequemen.

Nachmittags gegen 3 Uhr sahen wir zwischen zwei Felsen hindurch Cala in der Ferne liegen, und eine gute Viertelstunde später hielten die beiden Autos vor dem Hospital. Wir fanden gastliche Aufnahme in unserm früheren Herz-Jesu-Institut und mußten über den Sonntag dort bleiben. An diesem Tage hatte unsere Mutter Provinzialin Gelegenheit, mit der früher erwähnten Generaloberin Mother Cäcilia zu sprechen, welche nicht wenig interessiert war über unsern Vorschlag, sie möchte mit ihren Schwestern St. Gabriel besetzen. Sie behielt sich aber noch vor, mit ihren Ratschwestern darüber zu sprechen.

Am Montag, dem 29. August, morgens ging die Reise nach Cofimvaba. Nachmittags kamen wir dort an und fanden zu unserer Freude, daß die Schwestern von den Leuten dort mit vielen Lebensmitteln versorgt werden, so daß sie bestehen können. Schwester Demetria besorgt den Garten, während Schwester Amata und Schwester Aloysia in der Schule sind und Schwester Harlindis die Küche, Wäsche und die Kranken besorgt. Zwischen dem Priester- und Schwesternhaus war eine schöne Hauskapelle, während eine wirkliche Kirche bereits unter Dach ist.

Am Dienstag setzten wir unsere Reise fort nach Cala und von da nach St. Gabriel. Aber unsere Pläne, die Station aufzuheben, scheiterten an verschiedenen Umständen.

Nun war es höchste Zeit, unsere Heimreise anzutreten. Wir berührten unser liebes Maria-Zell, um endlich unsere Heimat „Mariannahill“ zu erreichen. Jedoch am Schluß unserer Reise hatten wir doch noch ein kleines Abenteuer. In Maria-Zell fiel schwerer Regen, und es schien, als wollte es nicht aufhören. Msgr. Hanisch wollte uns zurückhalten. Wir jedoch fürchteten, daß die Regenzeit lange an-

dauern würde, und zogen es vor, so rasch wie möglich fortzukommen. Mit aller Kraftanstrengung kam das Auto mit uns durch den Fluß, aber — o weh — oben auf der Höhe blieb es in fußhohem Morast stecken. Bruder Schaffner, der einen ähnlichen Ausgang befürchtete, kam uns nach und ließ 16 Ochsen vorspannen, um das Auto aus dem Morast zu ziehen und auf die fahrbare Landstraße zu bringen. Nach doppelstündiger Fahrt kamen wir nach Matatiele und mußten von dort aus im strömenden Gewitterregen zum Bahnhof laufen. Wir waren ganz durchnäßt, als das Zügelchen uns aufnahm. Mit einem kleinen Kartarrh kamen wir in Mariannhill an, wo wir alle Hände voll Arbeit fanden. Jetzt heißt es, alles Versäumte nachholen. Es fehlt uns ja nicht an Tätigkeit, aber Gott sei Dank auch nicht an Schaffensfreude für Gott und sein Reich!

z

Der Sohn des Arztes

Erzählt von einem Priester aus B.

Am 22. Februar 1901 traf ich am Bahnhof zu R. einen Arzt, einen alten Bekannten aus meiner Jugendzeit. Trotz der Freude des Wiedersehens bekam die Unterredung bald einen ernsten Charakter. Der sonst so humorvolle Arzt war gerade an diesem Tage sehr ernst und traurig. — „Ach, ja,“ sagte er zu mir, „ich bin nicht mehr der lustige Doktor, den Sie von früher her kennen. Seit ich meinen Sohn verloren, meinen lieben guten Sohn, ist es, als ob in mir etwas geborsten sei. Der plötzliche, tragische Tod hinterließ in mir ein Gefühl von Schuld.“

„Ein Gefühl von Schuld? Aber Sie haben doch kein Verbrechen begangen?“

„Nein, das habe ich ganz sicher nicht; aber in den 25 Jahren habe ich ein nicht allzu christliches Leben geführt. Hat Gott vielleicht nicht durch den Tod meines lieben Karl . . .“

„Sind Sie doch stille, Herr Doktor.“

„Ich verdiente es, daß Gott mich gestraft hat; aber in den Jahren, über welche ich mich nun schäme, sind doch einzelne Pflichten, die ich mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt habe. Ich habe im ganzen ungefähr 250 Kinder getauft, die sonst ohne die Taufe gestorben wären. Ja, 250 Kinder. An demselben Tag, als Karl im Sterben lag, saß ich an seinem Kopfende; es war halb dunkel im Zimmer; er richtete seinen Blick aufmerksam hin auf die eine Stubenecke. „Was siehst Du denn, Karl?“, fragte ich.

„Ich sehe viele, viele Engel, welche mir zulächeln und kommen, um mich in den Himmel zu geleiten!“

„Aber ich sehe keine Engel, mein Kind!“

„Vater, es sind mehr als 100, mehr als 200.“

Einige Stunden darauf war mein Sohn tot."

"Herr Doktor", unterbrach ich den Arzt. "Haben Sie dem Karl jemals erzählt von den Kindern, die Sie getauft haben?"

"Nein, nein, Hochwürden. Ich versichere Sie, ich habe nie ein Wort davon erwähnt. In der folgenden Nacht sah ich eine strahlende Prozession von 250 Kindern, welche meinen Karl begleiteten. 'Vater,' sagte er, 'sieh, das sind die Kinder, die Du getauft hast; sie sind gekommen, mich zu holen, und wir kommen alle zusammen, um Dich zu holen, wenn Deine Stunde schlägt.'" Der Arzt schluchzte, und er fügte mit heiserer Stimme bei: "Wenn ich dessen würdig bin!"

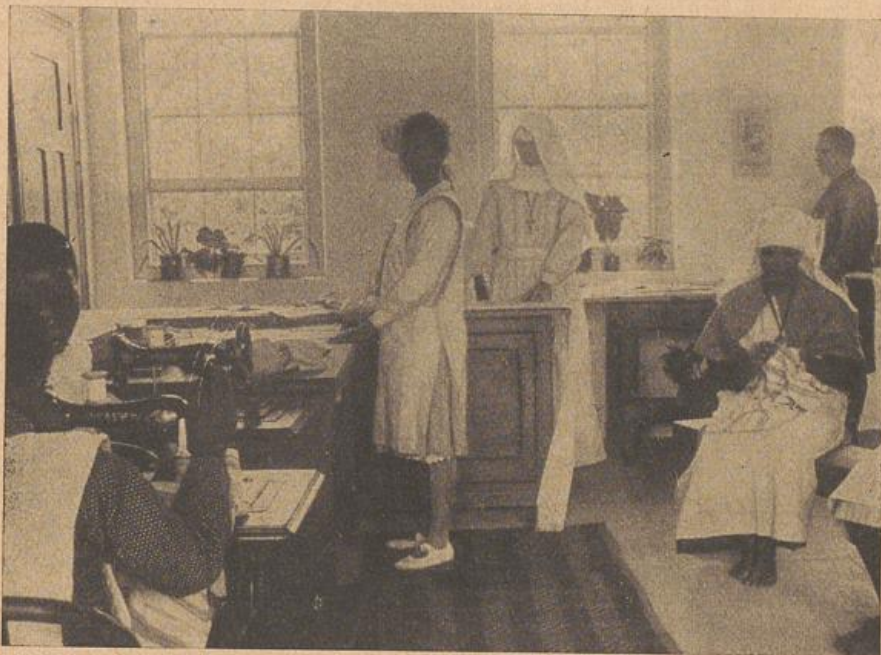


„Den lieben Wohltätern Dank“

ist nicht nur auf unserer Tafel geschrieben, sondern es ist auch unsern Herzen tief eingegraben und bewirkt, daß sich unsere Herzen und Hände zum Himmel erheben, um die Segensfülle des Heiligen Geistes besonders am hochheiligen Pfingstfeste auf unsere lieben Wohltäter herabzuflehen. Sind es doch gerade diese, denen wir das große Glück verdanken, hier im fernen Heidenlande zu brauchbaren, gottesfürchtigen Haushaltungslehrerinnen und Hausfrauen herangebildet zu werden. Wenn auch nur ein bescheidener Teil unserer Industrie-Schule, die Küche und die Waschküche, die zugleich Bügelzimmer ist, hergestellt wurde, so sehen wir doch mit größter Freude, wie sich die andern notwendigen Räumlichkeiten: ein Nähsaal und ein Klassenzimmer langsam zu verwirklichen beginnen.

Für dieses Jahr ließ es sich leicht einrichten, daß unsere Waschküche auch als Näh- und Klassenzimmer benutzt werden kann. Wir „Sieben“ machten den Anfang und haben genügend Raum, um auf den Bügeltischen unsere Wäsche und Kleider zuzuschneiden, wie es das nebenstehende Bild darstellt; die andere Hälfte des Zimmers enthält unsern Waschkessel, Bügelofen im Hintergrund und unsere Schulbänke für den theoretischen Unterricht im Vordergrund.

Im nächsten Jahre werden neue Anfänger kommen und sehr wahrscheinlich eine größere Anzahl. Wir aber werden, wenn wir unser Examen bestehen, zum zweiten Jahrgang befördert wer-



den, dem sich noch ein dritter anschließt. Unsere Ehrwürdige Mutter Provinzialin und Ehrwürdige Schwester Oberin tragen Sorge, daß, dank der Hilfe unserer guten Wohltäter, die weiteren Klassenzimmer bis dahin hergestellt sind, damit unsere Unterrichte keine Einbuße erleiden. Wir hoffen, daß wir imstande sind, unsere lieben Wohltäter im nächsten Jahre wiederzusehen, und zwar bei unsern verschiedenen Arbeiten: Kochen, Nähen, Waschen, Bügeln, Stricken, Sticken, Hauskrankenpflege usw.

Wir versprechen, recht eifrig für unsere Wohltäter zu beten, und bitten, auch unser im Gebete zu gedenken, damit wir gute und brauchbare Lehrerinnen der Haushaltungskunde oder brave Hausfrauen werden.

Die Mädchen der St.-Theresia-Haushaltungsschule
Mariannhill.

Ein erbauendes Beispiel

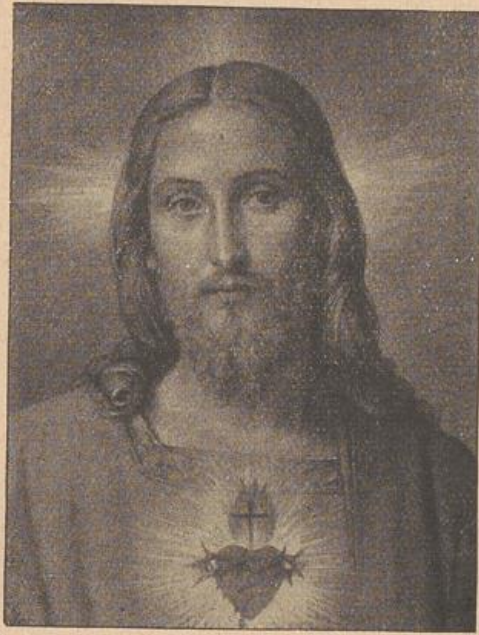
Mariathal, Natal

Im Jahre 1921 erkrankte in unserm hiesigen Marienhaus eine brave 17jährige Jungfrau. Wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Die in einer Außenstation wohnenden Eltern kamen auf den ersten Ruf. Man hatte erwartet, daß sie betrübt sein würden, lieben doch die Eingeborenen ihre Kinder sehr und besonders die Mädchen. Man hatte sich getäuscht. Der Vater war ganz bereit, dem lieben Gott sein ältestes Kind zu opfern, doch hatte er begreiflicherweise noch den Wunsch, es möge genesen. Nicht so die Mutter. Diese Neuchristin schien ganz aufzugehen in den göttlichen Willen. Sie wußte ihr Kind in guter Seelenverfassung — es war ja stets brav gewesen — und nun soll der liebe Gott tun, was er will. Und diese volle Hingabe blieb sich während der langen, bangen Wochen immer gleich. Nie äußerte die Mutter auch nur den leisesten Wunsch betr. der Genesung ihrer Tochter. Die Schwester, welche seit 17 Jahren das Marienhaus leitet und viel Erfahrung hat, bezeugte wiederholt, daß sie noch bei niemand ein solch völliges Aufgehen in den heiligen Willen Gottes angetroffen habe. Wir alle haben uns sehr an diesen guten Leuten erbaut. Der liebe Gott, der sich an Großmut nicht übertreffen läßt, belohnte die Hingabe der guten Eltern und schenkte dem Mädchen wieder die Gesundheit.

Bald nach der Genesung wünschte der Vater, daß sie einen braven, jungen Mann, der um ihre Hand anhielt, heirate. Das war ein schweres Opfer, hegte sie doch schon lange im geheimen den Wunsch, sich ganz Gott zu weihen. Niemand wußte von diesem Verlangen außer der Marienhausschwester, der sie es vor ihrer Krankheit anvertraut hatte. Als gehorsames Kind glaubte Rosa, den Eltern folgen zu müssen und auf ihren Herzenswunsch verzichten zu sollen. Die Verlobung fand statt, aber schon nach drei Monaten löste sie das Verhältnis wieder und meldete sich mit Zustimmung der Eltern als Kandidatin bei der im Entstehen begriffenen Eingeborenen-Kongregation der „Töchter des heiligen Franziskus“. Sie fand Aufnahme und nach vollendeter dreijähriger Kandidatur, einjährigem Postulat und zweijährigem Noviziat ist sie nun glücklich, als Professschwester eine Braut Christi und Tochter des heiligen Franziskus zu sein. Gebe Gott, daß sie nach dem Beispiele ihrer Eltern und ihres großen heiligen Ordensvaters bis an ihr Lebensende sich bemüht, stets und in allem den heiligen Willen Gottes zu erfüllen.

Eine Missionschw. v. k. Stut.

✠



„So ganz allein!“

Es war schon spät; schon alles lag in Ruhe,
Auf Erden lagert sich die dunkle Nacht;
Ich will den Abendsegen mir noch holen
Bei dem, der still im Tabernakel wacht!

Ich will mein Tagwerk Ihm zu Füßen legen,
Er nimmt es an voll Liebe und voll Huld;
Ich sprech mit kindlich reuevoller Seele:
„Confiteor . . . Vergib mir meine Schuld!“

Und im Bewußtsein eines reinen Herzens
Dring tiefer ich in Jesu Herz hinein.
So Vieles hab' ich Ihm noch zu sagen;
Die Zeit ist günstig, denn wir sind allein!

Und nun beginnt der Zwiesprach süße Stunde
Von allem, was das Menschenherz beglückt;
Ich teile es mit meinem besten Freunde,
Gesteh Ihm ein, was mich besonders drückt.

Voll Liebesglut vernehm ich Seine Antwort,
Die mild und sanft kommt aus dem kleinen Schrein.
O sel'ge Stunde, wo ich werd' gewürdigt,
Vertraute meines Heilandes zu sein.

Er öffnet mir die Falten Seines Herzens,
Das einst Longinus unterm Kreuz durchstach;
Es zeigt den Strom des purpurroten Blutes,
Das es vergoß, als es im Tode brach.

Ich schaue auf in Jesu heilig Antlitz;
Es ist so ernst, so wehmutsvoll, betrübt:
„Enthülle mir, Herz Jesu, was Dich quälet,
O Du, der bis ans Ende uns geliebt!“

Und nun entrollt der Heiland dunkle Bilder
Von Seelenleiden, tiefem, bitterm Weh;
Er zeigt, was Er im Tabernakel leidet;
Und Unverständnes plötzlich ich versteh.

Das Jesu-Herz, es ist verlassen, einsam,
Es weilt bei uns – den meisten nicht bekannt,
Es hat den Thron der Liebe aufgeschlagen,
Doch bei so vielen ist es ungenannt.

„Ich bin allein!“ Die schmerzensvolle Klage
Gleich einem Dolch in meine Seele drang;
Dies Heilandswort, ich kann es nicht vergessen,
So eindrucksvoll war Seiner Stimme Klang.

Er hat die Hände voll von Schätzen, Gnaden;
Wohl niemand gibt wie Jesu Herz so gerne.
Betörte Menschenkinder, hört die Klage!
Doch ach, sie achten's nicht und bleiben fern.

Sie wollen nicht des Heilands Stimme hören,
Sie wollen Seine Klage nicht verstehn,
Sie suchen hier auf Erden Sinnenfreuden
Und wollen nicht zum Herzen Jesu gehn.

„Ich bin allein!“ Dies Wort aus Heilands Munde,
Es ist dem Durst nach Menschenseelen gleich;
Sein heißestes Verlangen sind ja „Seelen“,
Die Er beglücken will in Seinem Reich!

Als ich des Heilands Klagelaut vernommen,
Da kam's von meinen Lippen wie ein Schwur:
„Ich will dich trösten hier im Tabernakel,
Die einz'ge Leidenschaft sei: „Seelenrettung“ nur!

(Von einer Missionschwester.)

Wie Bernard sein Weib kurierte

Von Schw. M. Valentina

Es war vor ungefähr neun Jahren, als ein junger heidnischer Bursche, Molive mit Namen, zu unsern Schwestern auf die Missionsstation Einsiedeln kam und um Arbeit bat. Seine Bitte wurde erfüllt. Er rechtfertigte voll und ganz das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte. Molive, dem die Aufsicht über den Stall und die Feldarbeit gegeben wurde, war treu und zuverlässig. Selten hatte man einen Heiden gesehen, der die Zeit so gewissenhaft ausnützte und dann noch ernstlich fragte, ob er seine Pflichten auch gut erfülle. Der Same des Christentums fiel auch hier auf fruchtbaren Boden. Molive wurde in unserer Religion unterrichtet und später auf den Namen „Bernard“ getauft. Der Eifer in der Erfüllung seiner Christenpflichten war in jeder Hinsicht erbaulich. Im Empfang der heiligen Sakramente und Beiwohnen der heiligen Messe stärkte er seine Seele für die kommenden Gefahren, die ihm bald drohen sollten.

Bernard war der älteste Sohn seiner Mutter, welche zwar noch Heidin war, aber dabei eine sehr vernünftige, sanftmütige Frau. Die einzige Schwester Bernards war bereits verheiratet und die bereits alternde Mutter hatte den Haushalt allein zu führen; sie sehnte sich nach einer Makoti, d. h. Schwiegertochter.

Hier muß ich folgendes zur Aufklärung für unsere lieben Leser bemerken: Bei den Zulus tritt die Schwiegermutter ihre Rechte nicht an die Schwiegertochter ab; im Gegenteil, diese muß folgen, auf dem Feld arbeiten, Holz und Wasser holen. Sie muß in der Hütte der Schwiegermutter bleiben, bis sie von ihr die Erlaubnis bekommt, in ihre eigene Hütte überzusiedeln. Verstehen sich nun die Schwiegermutter und die junge Frau gut, dann herrscht Frieden, und letztere wird wie ein Kind behandelt; finden sie sich aber nicht zusammen, dann ist die arme Makoti vielen Verdemütigungen ausgesetzt, besonders, wenn ihr die Mutterfreuden versagt sind. Dann regnet es spize Bemerkungen, daß die 10 oder 15 Ochsen umsonst ausgegeben wurden.

Bernards Mutter bat dringend ihren Sohn, er möchte eine Frau nehmen, welche ihr die Last im Hauswesen erleichtere.

„Siehe, mein Sohn,“ sprach sie zu ihm, „ich werde schon alt; die ganze Arbeit lastet auf mir. Deine Schwester ist bereits verheiratet, und so bin ich allein. Du bist mein Erstgeborener; ich habe Dich so lieb, Sorge jetzt für mich.“

Mit diesen und ähnlichen Beweggründen drängte sie in ihren Sohn. Bernard wollte anfangs der Mutter nicht nachgeben, denn seine Wünsche gingen woanders hin. Endlich konnte er den Bitten der Mutter nicht widerstehen; seine Wahl fiel jedoch

auf ein Mädchen, dessen Eigenschaften kein glückliches Eheleben versprachen.

Oktavia, so hieß seine Verlobte, war die Tochter eines „Induna“, des Rats Herrn eines Häuptlings. Dieser war reich an Weibern, Kindern und Herden, aber voll Eigendünkel und dummem Stolz; er war Stockheide, und in seinen Kraals standen dem Zank und Streit, der Wahrsagerei und allen andern Lastern Tür und Tor offen. Mehrere seiner Kinder liefen in die Missionschule und benahmen sich dort musterhaft, obwohl sie ihren Glauben mit schweren Opfern erkaufen mußten. Der Induna kümmerte sich übrigens wenig um seine Kinder; es war ihm gleich, ob dieselben katholisch wurden oder nicht; sie waren ja fast nur sich selbst überlassen, denn seine Weiber kannten wenig von einer Erziehungsmethode. Er selbst gebrauchte die väterliche Gewalt und Autorität nur, um seine Knaben zu züchtigen, wenn sie die Herden in fremde Maisfelder ließen und er dadurch in Verlegenheit kam, Schadenersatz zu leisten. Um seine Töchter kümmerte er sich nur bei der Verlobung, denn die brachte ihm jedesmal viele Ochsen ein.

Kehren wir nun wieder zurück zur Braut Bernards. Sie hatte einige Jahre die Schule besucht und war daselbst auch getauft worden. Oktavia war im allgemeinen ein gutes, fleißiges Mädchen. Auch nach ihrer Entlassung aus der Schule erfüllte sie ihre Christenpflichten treu. Gegen ihre zahlreichen Verehrer, besonders wenn es Heiden waren, benahm sie sich wie eine wilde Kaze, ungemein spröde und abwehrend. Da kam Bernard und warb um ihre Hand. Zum Staunen aller war Oktavia sehr entgegenkommend. Die Schwestern befiel eine heimliche Angst dabei, denn das Mädchen besaß neben ihren guten Eigenschaften ein großes Quantum Stolz und Eigensinn — ein Erbteil von ihrem Vater. — Sie konnten nicht umhin, Bernard deshalb zu warnen; aber er hatte nun einmal seine Wahl getroffen und zog dieselbe nicht mehr zurück. Der Bund der Ehe wurde geschlossen.

Nach einigen Monaten erhielt Bernard einen guten Posten als Aufseher auf einer weit entlegenen Farm, welche zur Missionsstation gehörte; er reiste 1929 mit seiner jungen Frau Oktavia dorthin, später sollte dann auch seine Mutter und seine ganze Familie folgen.

Es dauerte nicht lange, da erschien die Mutter Bernards in Einsiedeln bei der Schwester Lehrerin und bat dieselbe, ihrem Sohn Bernard zu schreiben. Die Mutter stellte in diesem Brief mehrere Fragen über die Übersiedlung und schloß das Schreiben mit folgenden Worten: „Mein Sohn, laß ja nicht das gute Einvernehmen und die Liebe, die Du zu Deiner Mutter hegst, durch Deine Frau vernichten; das wäre ein böses Ding.“ Dann teilte sie ihm noch den Tag ihrer Ankunft bei ihm mit.

Wieder verstrichen einige Monate. Da erschien Bernard auf der Bildfläche in Einsiedeln. Er freute sich wie ein Kind, seine alte Missionsheimat wiederzusehen und besichtigte mit großem Interesse seinen ersten Wirkungskreis. Es war auffallend, wie innig er vor dem Bilde der Gnadenmutter betete. Nachdem er dort all seine Sorge in die Hände der Mutter Gottes gelegt hatte, konnte er nicht umhin, auch der Schwester die Ursache seiner Bedrängnis mitzuteilen.

Oktavia hatte sich richtig als stolze, eigensinnige Frau entpuppt, wies die Ermahnungen der Schwiegermutter spitz zurück. Die Schwester suchte ihn zu trösten und sagte unter anderem: „Diesem Treiben Deiner Frau mußt Du ein Ende machen; Du weißt doch vom Brautexamen her, daß der Mann regieren soll und nicht das Weib!“

„Ja, Nkosazana, ich habe auch schon daran gedacht, zum letzten Mittel zu greifen; aber was wird der Missionar sagen, wenn ich meine Frau durchprügele?“

„Was werden sie sagen, wenn Du im Recht bist? Deine Frau darf doch nicht durch ihre Widerspenstigkeit den Fluch des vierten Gebotes auf sich laden.“

„Uqinifile Nkosazana, Du hast recht, Schwester“, meinte Bernard, als er die Missionsstation verließ. Inzwischen war aber der feste Entschluß in ihm gereift, der Widerspenstigkeit seiner Frau unnachsichtig ein Ende zu machen. Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Tages wies die gute Mutter Bernards ihre Schwiegertochter bei der Arbeit zurecht. Diese aber war zu stolz, den Verweis ruhig hinzunehmen; es sprudelte von Entschuldigungen, denen sich nur beleidigende, trockende Äußerungen gegen die Schwiegermutter anschlossen. Nun war Bernard geladen; er sprang auf, packte sein Weib bei den Schultern und schrie sie an: „Und das wagst Du meiner Mutter zu sagen, Du, eine Christin, sagst das einer Heidin?“ Jetzt hagelte es eine solche Tracht Prügel, daß man erstaunt war über den sonst so ruhigen Bernard. Oktavia war anfangs wie erstarrt, dann weinte sie, und als das auch nicht half, fing sie aus Leibeskräften zu schreien an: „Hilf, Mutter, hilf!“ Bernard aber warf seiner Mutter einen drohenden Blick zu und hörte erst auf zu schlagen, als er glaubte, der Eigensinn seines Weibes sei ausgetrieben. Dann nahm er Stock und Hut, verließ die Hütte, um auf den Feldern alles nachzusehen. Oktavia kauerte in einer Ecke und wußte nicht, wie ihr geschah; das Unwetter war zu schnell hereingebrochen. Auch die Mutter hatte die Hütte verlassen. „Was nun beginnen? Anfangs wollte sie trocken und kein Essen machen. „Bernard soll selber sehen, wie er fertig wird!“ Aber dann gab es gewiß eine neue und verbesserte Auflage, und dieser sich zu unterziehen, hatte Oktavia keine Lust, denn die durch-

geprügelten Knochen schmerzten sie ja sehr. Sie nahm also ihre Arbeit wieder auf, kochte das Abendessen für Bernard; dazu hatte sie zu ihrem Leidwesen nicht einmal die Genugthuung, daß man sie ihrer Schmerzen wegen bemitleidete. Weder die Mutter noch die Brüder Bernards kamen in ihre Nähe. Das aber hatte sie sich vorgenommen, kein Wort mit ihrem Mann zu sprechen.

Als Bernard nach Hause kam, stellte sie ihm lautlos das Essen vor und spielte die Beleidigte. Er aber verrichtete ebenso lautlos das Tischgebet, nahm schweigend die Mahlzeit ein und verließ die Hütte wieder, um seine Mutter aufzusuchen; erst spät abends kam er zurück, verrichtete schweigend sein Abendgebet und ging zur Ruhe. Am folgenden Morgen verließ er ebenso lautlos nach vollendeter Morgenandacht die Hütte.

Nun geriet Oktavia in eine gelinde Verzweiflung. So hatte sie ihren Bernard noch nie gesehen; er wollte nicht einmal mehr mit ihr gemeinschaftlich beten, und die Mutter blieb auch fern. Was nun beginnen? Aller Trost war verflogen, eine rasende Angst packte sie, und sie sann nur mehr, wie sie die Gunst Bernards wieder erringen könne. Sie lief zu ihrer Schwiegermutter, klagte ihr ihre Not und bat weinend um Verzeihung. Da erwachte die alte Mutterliebe wieder, und sie tröstete ihre Tochter; die Ermahnungen, welche dieselbe gestern zurückgewiesen hatte, fielen heute auf fruchtbares Erdreich.

Oktavia kehrte in ihre Hütte zurück, brachte alles in Ordnung, und nicht lange, so dampfte auch die Liebesspeise ihres Mannes auf dem Herde. Als Bernard mittags nach Hause kam, setzte ihm sein Weib alles vor, was sie nur aufreiben konnte und bat demütig: „O, Bernard, ich war so ungezogen; verzeihe mir. Ich will es nie wieder tun.“ Da leuchtete es auch in Bernards Augen wieder freudig auf, und es folgte ein so liebevoller Zuspruch, daß Oktavia ihre schmerzenden Glieder vergessen hatte.

Heute ist Bernard ein glücklicher Familienvater, geliebt und geachtet von seiner Umgebung, besonders auch wegen seiner Liebe und Ehrfurcht, die er gegen seine Mutter hegt, und wegen seines guten Einvernehmens mit seinem Weibe. — Die Kur hat gewirkt.



Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben,
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schönem und Edlem allzeit hold!



F ü r d i e K i n d e r

Meine lieben Kinder! Letzthin habe ich Euch eine Geschichte erzählt von einer Riesenschlange. Ihr wißt, daß es in Afrika große schwere Riesenschlangen gibt, die sich um den menschlichen Leib schlingen und ihn erdrücken; es gibt aber auch kleine Schlangen, die noch sehr gefährlicher sind, und zwar durch ihren giftigen Biß. Davon will ich Euch heute ein Geschichtchen erzählen.

Eine unserer braven Gartenschwestern in Süd-Afrika war einmal im Sommer emsig an der Arbeit; plötzlich fühlte sie



Schw. M. Honorina bei ihren Kindern in Mount-Frère.

etwas an den Füßen, es war eine kleine, aber sehr gefährliche Schlange, welche sich um ihren Fuß geschlungen hatte. Die Schwester erschrak heftig, denn der Biß dieser Schlange bewirkte den Tod nach etwa drei Stunden. Die Schwester war ganz allein im Garten und so ziemlich außer Hörweite; auch konnte sie vor Schrecken nicht laufen. Es war also keine Hilfe in der Nähe. Die Schwester übergab sich der göttlichen Vorsehung und erklärte sich bereit zu sterben, wenn der liebe Gott es wollte, nur bat sie den lieben Gott, er möchte sie doch noch



Unsere beiden jungen Hilfsmissionare aus Westhausen sind eben im Begriffe, die Caritasblüten auszutragen. Wie sie sich freuen, auf diese Weise etwas für die armen Heidenkinder zu tun und so dem lieben Heiland Freude zu machen. Wer macht's nach?

bis ins Gartenhäuschen kommen lassen, weil dort ein Bild der himmlischen Mutter und des heiligen Joseph sei, und wenn sie sterben müßte, möchte sie es zu den Füßen ihrer liebsten Mutter. Nun nahm sie ihr Kleid in beide Hände, um nicht die Schlange zu streifen und um dieselbe nicht zu reizen, und bewegte sich ganz langsam zum Gartenhäuschen, mit der Schlange am Fuß. Dort angekommen, warf sie sich auf die Knie nieder, aber ganz vorsichtig, und betete zur lieben Mutter Gottes und zum heiligen Joseph um Hilfe. Während sie so flehte und ganz ergeben in Gottes heiligen Willen war, kam ein kleines Käzchen in das Gartenhäuschen. Dieses Käzchen sah sofort die Schlange, sprang mit einem Satz darauf zu, erfaßte sie beim Genick und zog sie fort. Auf diese Weise befreite das Käzchen die Schwester.

Nun seht, liebe Kinder! Ihr werdet mit mir sagen, der liebe Gott hat das Käzchen geschickt, um der Schwester zu helfen,

und die liebe Mutter Gottes und der heilige Joseph haben das Ihrige dazu getan. Ich erzähle Euch dieses Geschichtchen, liebe Kinder, damit Ihr seht, wie der liebe Gott gerne hilft, wenn man ihn um Hilfe anruft.

Unsere Schwestern sind schon beinahe 50 Jahre in der Mission, wo so viele Schwarze an Schlangenbissen schon gestorben sind; noch keine einzige von unsern Schwestern ist von einer Schlange gebissen worden. So hat der liebe Gott sie immer beschützt und wird sie auch weiter beschützen. Ihr seht auch, liebe Kinder, daß die liebe Mutter Gottes immer ihre Kinder beschützt! Nicht wahr? Ihr wollt doch alle brave Marienkinder sein? Dann kann Euch der böse Feind, welcher eine ganz giftige, schlaue Schlange ist, auch nie zur Sünde verführen. Also seid und bleibt brave und gute Marienkinder!

Nun noch etwas zum Lachen und Nüssleknacken:

Scherzfragen

1. Welcher Kopf hat keine Nase?
2. Welche Mühle hat kein Wehr?
3. Welches Pferd hat keinen Huf?
4. Welcher Hahn hat keinen Ruf?
5. Welches Pflaster hat keinen Stein?
6. Welcher Stern hat keinen Schein?
7. Welches Schiff hat keinen Mast?
8. Welcher Baum hat keinen Ast?
9. Welches Faß hat keinen Spund?
10. Welches Haus hat keinen Grund?
11. Welcher Schimmel hat keinen Stall?
12. Welche Büchse gibt keinen Knall?
13. Welche Glocke gibt keinen Schall?
14. Welcher Acker trägt kein Getreid?
15. Welche Jungfer hat kein Geschmeid?
16. Welcher Mann hat nie ein Kleid?

Auflösung der Scherzfragen aus voriger Nummer

1. Himmelsstadt. 2. Fensterladen. 3. Spinnenetz. 4. Klavierflügel. 5. Windmühle. 6. Frauenmantel (Schmetterling). 7. Vogelbauer. 8. Regenwasser. 9. Dielschneider. 10. Fingerhut. 11. Zaunkönig. 12. Stricknadel.

Lustige Ecke

Der kleine Fritz sieht in den Dünen des Ostseebades zum erstenmal eine Schlange, und ganz aufgeregt ruft er: „Vater, Vater, schau mal, dort läuft ein Schwanz ganz allein, den ein Hund verloren hat!“

„Wo ist denn der Schwamm, den Du kaufen solltest, Hans?“ —
„Ich konnte keinen guten finden, denn sie hatten alle Löcher!“

Lehrer: „Fritz, wie alt bist Du?“

Fritz schweigt.

Lehrer: „Nun, wann hast Du denn Geburtstag?“

Fritz: „Ach, Herr Lehrer, Sie schenken mir ja doch nichts.“

Die Mutter ruft die Treppe hinunter: „Nun, mein Junge, was machst Du denn da wieder?“

Heinz, welcher gerade verbotenerweise das Treppengeländer hinuntergerutscht war, antwortete: „Nichts, Mutter, die Sache ist schon vorbei.“

Der Lehrer spricht über die Fische und erklärt, daß unter diesen Fischen die wunderlichsten und mannigfaltigsten Formen vorkommen, so zum Beispiel bei den Tintenfischen, Aalen und Schollen. Dann fragt er die Kinder, ob jemand sonst noch einen Fisch mit eigenartiger Form kenne. — Da meldet sich der kleine Rudi und sagt: „Herr Lehrer, der Kollmops.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Kyllburg Mk. 21.—, Joseph, Antonius; Langendorf Mk. 21.—, Maria; Freiburg Mk. 21.—, Maria Josepha, Thadäa; M. Styrum Mk. 21.—, Matthias; Neidingen Frs. 179, Baltasar; Neidingen, gesammelt von der Gemeinde Frs. 179 zu Ehren ihres Kirchenpatrons Antonius; Neidingen Frs. 179, Anna Maria. — Zur Kleidung eines schwarzen Erstkommunionkinds Frs. 100.

Für die Mission: Bühne Mk. 1,50; Wittlichshausen Mk. 2,50; Erfurt Mk. 2,50; Heinrichstal zum Dank für Hilfe in großen Anliegen Mk. 4.—; Duppeln Mk. 1,50; Daseburg Mk. 0,50; M. Styrum Mk. 2,—; Alzenau Mk. 2,—; Hennersdorf Mk. 5,—. Von der Missionsvereinigung in Pfaffendorf Mk. 100,— für die Mariannahiller Mission.

Für einen Tabernakel in der Neugründung der Missionsstation Ewele: Ungen. Mk. 12,—.

Antoniusbrot gesammelt von mehreren Wohltätern der Gemeinde Neidingen: Frs. 50 zum Troste der armen Seelen.

Almosen: Neidingen zu Ehren des hl. Joseph um eine glückselige Sterbestunde Frs. 20; Elsdorf zum Dank für erlangte Hilfe Mk. 2,—; Sanowig Mk. 2,50; Bülten Mk. 5,50.

Für die Missionschule: Neidingen zu Ehren der hl. Familie Frs. 200; Fehrenbracht Mk. 2,50.

Ein herzliches Vergelt's Gott allen unsern lieben Wohltätern, es segne und schütze sie das kostbare Blut, das aus Jesu Herzen so liebend floß!

O Jesu Herz, das liebgestählet im Sturm der Leiden einsam stand,
O sei mit uns, denn ungezählet tost über uns der Wogen Brand.
O treues Herz, du kennst kein Schwanken, selbst wenn der Mensch die Treue bricht;

O laß uns dein sein ohne Wanken, von dir uns trennen laß uns nicht!
Nicht Seraphsglut, nicht Cherubsflug erkennt und liebt dich je genug;
Daß ich dich lieb, Herz Jesu, gib
Ein Herz, das deinem Herzen gleich im Leiden und an Liebe reich!

Gebetserhörungen

Dem ehrw. Br. Andreas von Tilburg innigen Dank für Hilfe in vier schwierigen Fällen.

Innigen Dank der heiligsten Dreifaltigkeit und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit. — Veröffentlichung war gelobt. H. D.